

# Material dienst

## Inhalt

### **Der gute Mensch von Lambarene Mythos und Wirklichkeit**

Vater-Gestalt

„Pestbeule des Kolonialismus“

Mit der Kreatur leben und leiden

Universalgenie

„Problematischer Theologe“

Albert Schweitzers Reich-Gottes-  
Erwartung und unsere Gegenwart

### **Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien**

MORMONEN

Das Bild des Propheten in der Sicht  
seiner Kirche

APOSTOLISCHE GEMEINDEN

Wechsel im Amt des Stammapostels

WISSENSCHAFT

Gebunden an Zeit und Interesse

Aus der  
Evangelischen Zentralstelle  
für Weltanschauungsfragen



# 5

38. Jahrgang  
1. März 1975

## Der gute Mensch von Lambarene Mythos und Wirklichkeit

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges hatte sich sein Ruhm in relativ engen Grenzen gehalten. Man kannte *Albert Schweitzer* als großen „Menschenfreund“, als einen – wie bei der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt 1928 formuliert worden war – „von allen Konfessionen gerühmten Theologen und Religionsforscher“, als einen „durch seine Kunst des Orgelspiels und seine Verkündigung Johann Sebastian Bachs weit über das deutsche Sprachgebiet hinauswirkenden Musiker und Schriftsteller, der mit dem Entschluß des unmittelbaren Dienstes die akademische Lehrtätigkeit verließ, um praktischer Arzt zu werden und auf entlegenem Posten den Kampf gegen Aussatz und Schlafkrankheit unter den Bewohnern des innerafrikanischen Urwaldes aufzunehmen“.

Ereignet hat sich das schon vor dem Ersten Weltkrieg. Als vielversprechender theologischer Universitätslehrer in Straßburg, dem nebenbei auch die philosophische Fakultät die Habilitation angeboten hatte, war Schweitzer zu dem plötzlichen Entschluß gekommen, als Missionsarzt ins „finsterste“ Afrika zu gehen, wohin es damals nur Glücksritter und Karrieremacher zog. Ausgewählt hatte er sich einen Ort, wo ein mörderisches Klima herrschte, das selbst den Eingeborenen zu schaffen machte, und wo er der einzige Arzt in einem Umkreis von 500 Kilometern war.

Manche fanden, er habe sich dazu entschlossen, weil er wohl auch den Eindruck gehabt habe, mit seinen radikalkritischen Ansichten als Leben-Jesu-Forscher gescheitert zu sein. Sogar die Missionsgesellschaft, die ihn in ihren Dienst nahm, hatte ihre Bedenken. Sich einer theologischen Befragung zu unterziehen, lehnte er ab. Er wollte es darauf ankommen lassen, ob eine Missionsgesellschaft sich das Recht zutrauen dürfe, den leidenden Eingeborenen ihres Arbeitsgebietes den Arzt zu versagen, weil er in ihrem Sinne nicht rechtgläubig genug wäre. Als Arzt hatte man ihn schließlich ziehen lassen, nachdem er versprochen hatte, er werde „stumm wie ein Karpfen bleiben“, ein Versprechen, von dem er freilich bald entbunden wurde.

### Vater-Gestalt

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges aber, als so viele Denkmäler von ihren Sockeln gestürzt, so viele Ideale und Idole in Rauch und Asche zerstoßen waren, erinnerte man sich des kauzigen Mannes mit dem struppigen Haar. Glaubhafte Vater-Gestalten waren rar geworden. So wurde er denn für Unzählige zu einer jener wenigen Persönlichkeiten, die die Probe der Zeiten bestanden hatten und an die sich das Bedürfnis nach Verehrung und Bewunderung noch halten konnte. Von nun an hielt er sich – laut Meinungsumfragen – mit unglaublicher Zähigkeit auf der Liste der großen Zeitgenossen, die genannt wurden, wenn nach Vorbildern, nach Menschen des Vertrauens gefragt wurde.

Aus jener Zeit stammen die vielen Albert-Schweitzer-Freundeskreise, die vielen Spitäler, Kinderdörfer und Schulen, die nach ihm benannt wurden. Dem drei-

fachen Doktor (phil., theol. und med.) wurden Ehrendoktorwürden verliehen. Seine autobiographischen Schriften fanden Eingang in japanische Schullesebücher. 1951 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – die Laudatio hielt jener Theodor Heuss, dem der junge Schweitzer einst in Straßburg die Traureden gehalten hatte. Der Friedensnobelpreis folgte 1953. Die Bücher über ihn und sein Schalomdorf im Urwald begannen eine mittlere Bibliothek zu füllen. Bei Europaaufenthalten wurde er nun auch im heimischen Günzbad im elsässischen Münstertal überlaufen. Touristen – mit oder ohne Kamera – fanden mehr und mehr auch den Weg nach Lambarene, dem Urwaldlazarett im südlichen Äquatorialafrika.

Der Ruhm hatte ihn eingeholt.

In einer Zeit, in der so viele Denkmäler von ihren Sockeln gestürzt waren, wurde er selber zu einer Art Denkmal, zu einem Mythos. Daß eines Tages neueste Planungen, Sprachregelungen und Dispositionen des Zeitgeistes auch dieses „Denkmal“ als störend empfinden würden, konnte wohl nicht ausbleiben. Zu einem ersten Rückschlag seiner Popularität war es gekommen, als er sich zusammen mit Albert Einstein und Bertrand Russell unter die ersten einreihete, die, mitten im Kalten Krieg noch, ihre warnende Stimme gegen Atom-Bewaffnung und die brutalisierende Wirkung des Vietnam-Krieges erhoben. Auch daß er zu den wenigen großen Menschen unserer Gegenwart gehörte, denen man nicht einmal jenseits des Eisernen Vorhanges den Respekt versagte, wurde mit gehöriger Mißbilligung vermerkt.

„Pestbeule des Kolonialismus“

Nachdem er sich im alten Europa mißliebig gemacht hatte, folgte ihm die Kritik bald auch an seine afrikanische Wirkungsstätte. Sein Urwald-Lazarett sei zu seiner Zeit sicher einmal eine verdienstliche Leistung gewesen. Aber allmählich passe es doch nicht mehr so recht in die Umwelt der jungen, unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten.

Man rügte die bauliche Überalterung, die medizinisch-technische Ausstattung, die weit hinter der Zeit zurückgeblieben war, vor allem im Vergleich mit den neuesten Regierungskrankenhäusern, in die man, mit Geldern der Entwicklungshilfe, die modernsten Apparaturen hineingebaut hatte. Der erste Staatspräsident der 1960 unabhängig gewordenen Kolonie Gabun soll einmal geradezu von einer „Pestbeule des Kolonialismus“ gesprochen haben.

Man sprach von dem Lazarettendorf, aber meinte seinen Gründer. Museal erstarrt sei Lambarene, weil Schweitzer, dieser unverbesserliche Nonkonformist, sich eigensinnig gegen alle medizinischen und technischen Fortschritte gesträubt habe. Im übrigen sei seine Einstellung gegenüber den eingeborenen Patienten doch noch ziemlich „patriarchalisch“ gewesen, und patriarchalisch hieß nun so viel wie „autoritär“. Daß er immer nur der christliche „Bruder“ seiner schwarzen Brüder hatte sein wollen – freilich ihr „älterer Bruder“ –, half ihm nicht viel.

Immer hatte er seinen Dienst verstanden als einen Beitrag zur Sühne für das Unrecht und die Verwüstungen, die der Kolonialismus dem schwarzen Erdteil zugefügt hatte. Aber für das Wort „Sühne“ gebrauchte man jetzt lieber die

Formel „Wiedergutmachung“, die sich leichter in quantifizierbare Forderungen umsetzen ließ. Und schließlich, was konnte sie schon bewirken, diese Sühne, diese Hilfe eines Einzelgängers? Galt es nun nicht, die Verhältnisse radikal zu verändern? Man sprach es selten aus, aber es lag doch in der Luft, möglicherweise habe dieser Renommier-Europäer und Renommier-Christ mit seinem Privatunternehmen sogar gerade „system-stabilisierend“ gewirkt.

Eine Nachwirkung all dieser Vorwürfe war noch in nicht wenigen Zeitschriften und Zeitungen, Fernseh- und Rundfunksendungen zu spüren, als am 14. Januar dieses Jahres der hundertste Geburtstag von Albert Schweitzer zu feiern war und dieses Datum Anlaß bot, sich Rechenschaft zu geben, wie wir uns heute zu Leben und Werk dieses großen Unzeitgemäßen verhalten wollen. Und doch, in die Versuche, ein distanzierendes Verhältnis zu gewinnen, waren auch schon wieder vereinzelte „nostalgische“ Töne gemischt. Der eine oder andere Beitrag zum Jubiläum las sich, als stelle einer Erwägungen an, ob das Denkmal, wenn es schon an seinem alten Platz störe, nicht an einem neuen Standort aufgestellt werden könnte.

### Mit der Kreatur leben und leiden

Schweitzer-Spezialisten, die sich auch in seinem theologischen und kulturphilosophischen Werk auskennen, fanden, man habe sich überhaupt viel zu sehr an den Menschen gehalten, an das Beispiel tätiger Menschenliebe, das er gab, an die Biographie. Ganz verstehen könne Schweitzer nur, wer sich auch die Mühe mache, die geistigen Voraussetzungen kennenzulernen und zeitgerecht aufzuarbeiten, die ihn dazu brachten, der akademischen Welt des alten Europa den Rücken zu kehren, um in Afrika zu einer Art Vorläufer heutiger Entwicklungshilfe zu werden.

Besondere Betonung wurde hier auf den Schlüsselbegriff der „Ehrfurcht vor dem Leben“ gelegt. Er war Schweitzer, mitten im Ersten Weltkrieg, in dieser Form „nicht gehäht und nicht gesucht“, als die große Richtlinie seines Denkens, ausstrahlend als Wort der Rettung und Zeichen der Hoffnung für die ganze Kulturmenschheit, eines Abends bei Sonnenuntergang in der Stille zwischen Wasser und Urwald aufgegangen. Schweitzer, der bei seinem eigenen Tun die kulturelle Gesamtsituation der heutigen Menschheit nie aus den Augen verlor, kritisierte, daß Ethik bisher immer viel zu ausschließlich auf die Beziehungen des Menschen zu seinen Mitmenschen eingeeengt gewesen sei. Im Blick auf alle Kreatur überhaupt definierte er neu: gut sei, Leben zu erhalten und zu fördern, böse aber, es gedankenlos zu vernichten und an seiner Entfaltung zu hindern.

Nach Heinz Zahrnt (im «Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt» vom 12. Januar) gewinnt in demselben Maße, in dem unser Fortschrittsdenken in die Krise geriet und das Verhältnis zwischen Mensch und Natur gegenseitig lebensbedrohend wurde, Schweitzers Zentralbegriff der „Ehrfurcht vor dem Leben“ eine überraschend neue aktuelle Bedeutung. Nachdem die Herrschaft des Menschen über die Erde in übertriebener Erfüllung des biblischen Auftrages jahrhundertlang zu einem großen Teil darin bestanden habe, die Natur nicht nur zu verwalten, sondern sie auch zu vergewaltigen, und sich die Kreatur despotisch zu

unterwerfen, sei es heute an der Zeit, endlich auch jene andere in der Bibel vorhandene Linie zu entdecken, die in der Geschichte des Christentums bislang meistens zu kurz gekommen sei: „daß der Mensch nicht nur die Krone der Schöpfung bildet, sondern daß er auch Kreatur unter Kreaturen ist und deshalb mit der übrigen Kreatur leben und leiden sollte“. Zu solcher Erkenntnis könne uns Albert Schweitzer anleiten. Damit könnte eine neue Epoche seiner zeitlosen Größe beginnen.

## Universalgenie

Mehr zu schaffen machte den Gratulanten Schweitzers vielbewunderte Vielseitigkeit. Den meisten sei nur Äußeres sichtbar gewesen, fand die «Zeit» (am 10. Januar). Aber auch dieses sei vielgestaltiger, als es der geläufigen Schablone vom „Urwalddoktor“ entspricht. In zahllosen Bildern und Berichten sei der elsässische „Polyhistor“ zu einem humanitären Wunderdoktor versimpelt worden, zur zweitgrößten afrikanischen Attraktion nach den Victoria-Fällen. Eine mächtige Quelle der Faszination, die von Albert Schweitzer ausging, so las man auch in der «Süddeutschen Zeitung» («SZ am Wochenende» 11/12. Januar), habe in der Vereinigung scheinbar divergierender Lebensformen und Tätigkeitsregionen gelegen: „Der Theologe und Prediger, der Kulturphilosoph und Erzähler, der Arzt und Kolonist, der Musikforscher, Orgelvirtuose und Orgelbauer – eine ganze kleine Akademie der Künste und Wissenschaften war da in einer Person untergebracht. Und kein Dilettant darunter!“ Man verstehe die Begeisterung einer Gesellschaft, die Produktivität um so höher schätze, je mehr dem einzelnen die Möglichkeit dazu abhanden kam, einer Gesellschaft, die sich in einer zerfallenden Kultur erlebte und anfang, die immer weiter fortschreitende Arbeitsteilung als Verstümmelung des individuellen Daseins zu erfahren.

Nicht wenige fanden, Albert Schweitzer rage mit seinen weitverzweigten Fähigkeiten wie ein „uomo universale“, wie jenes Renaissance-Ideal des umfassend gebildeten Menschen, in unser Jahrhundert hinein (angesichts der Verehrung, die Schweitzer zeitlebens für Goethe gehegt hatte, kam es vereinzelt auch noch vor, daß man nach der Vokabel „faustisch“ griff).

Aber man beeilte sich doch auffallend rasch zu versichern, die Figur des Universalgenies könne keinen Ausweg aus der Not des Zersplittertseins weisen, am wenigsten (so die «SZ») „aus der Not der zerbrochenen Einheit von Denken und Tun“. Sie bleibe als Nachzügler einer längst versunkenen Epoche seltene und nach Schweitzers Tod wahrscheinlich für immer historische Ausnahme. Sogar das Korrespondenzblatt des Pfarrvereins der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erklärte (in seiner Januarnummer), daß Schweitzer wohl der letzte Polyhistor, der letzte Mensch mit Universalwissen gewesen sei. Durch die rasante Entwicklung auf allen Lebensgebieten und die immense Ausweitung des Wissensstoffs werde das künftig nicht mehr möglich sein: „Nur auf einem schmalen Sektor ihres Faches werden Wissenschaftler Großes leisten können.“

Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» wiederum bemerkte (am 14. Januar) zu dem Vorsatz, jenseits der biographischen Daten zum Kern der Persönlichkeit vorzustoßen, zehn Jahre nach dem Tode des Menschenfreundes und Mahners

sei es wahrscheinlich überhaupt noch zu früh, die von seiner Persönlichkeit aufgegebenen Rätsel entschlüsseln zu wollen.

Und doch, wenn die Faszination, die von dieser Persönlichkeit ausging, wirklich nicht wenig mit der Vielfalt ihrer Gaben zusammenhing, dann wird man sich nicht so schnell ausreden lassen, daß dieser Vielfalt eine innere Einheit zugrundeliegen müsse und daß sich diese Einheit auf irgendeine Weise müsse zusammenbuchstabieren lassen. Vielleicht hat uns nur die Deutungsschablone, das Bildungsklischee vom „uomo universale“ oder „Universalgenie“ auf eine falsche Fährte gesetzt.

In einer Ausstellung, die vor Jahren in der Tübinger Universitätsbibliothek gezeigt wurde, war unter anderem auch ein Bild zu sehen, auf dem sich unser Urwald doktor mit einem eingeborenen Medizinmann – mit einem Kollegen sozusagen – einem Fotografen gestellt hatte. Der Besucher aus dem Busch trug nicht nur eine Kräuterbüchse. Eine umgehängte Trommel und andere Musikinstrumente verrieten, daß er seine Krankheitsdämonen auch mit musikalischen Mitteln anzugehen gewohnt war. Der Mann war also gewissermaßen Priester-Magier, Musiker und Heilpraktiker in einem. Neben ihm stand der Europäer mit dem Tropenhelm, stand, ein verschmitztes Lächeln in seinem Schnauzbart versteckend, Albert Schweitzer, der sich als Arzt und Theologe, als Musiker und Kulturphilosoph so demonstrativ unserer akademischen Fächerzersplitterung entzogen hatte.

Nimmt man noch hinzu, daß Schweitzer überdies auch Holzfäller, Landwirt, Maurer und Zimmermann war und Urwald rodete, um Platz für seine Siedlung zu schaffen, so wird man auch den Ausdruck „Polyhistor“ nicht für ausreichend halten. Von den nüchternen Aspekten seiner Vielseitigkeit her mag einem auch ein Vergleich mit einem elsässischen Landsmann, dem Pfarrer Oberlin, und dessen Wirksamkeit im Steintal einfallen. Auch die Herkunft aus dem Grenzland Elsaß mit seiner Stellung zwischen den Kulturen und seiner verhaltenen Identität mag ihn in seinem Hang zu Grenzüberschreitungen aller Art bestärkt haben. Bei näherem Zusehen zeigt sich, daß die verschiedenen Gebiete, auf denen sich Schweitzer betätigte, gar nicht so beziehungslos nebeneinander liegen. Für Einheit des Theologen mit dem Musiker könnte sich der Oberbegriff der „Interpretation“ anbieten. Noch das Bachbuch, in dem er den Thomaskantor und seine musikalische Ausdruckssprache von seiner Frömmigkeit und seinem Wortverständnis her deutete, kann als eine Übertragung exegetischer Methoden verstanden werden. Oft festgestellt wurde auch, daß er als Arzt ebenso Ethiker war, wie er als Ethiker und Kulturkritiker Arzt und Seelsorger blieb. Das bedeutet, daß er als Arzt ebensowenig daran dachte, alle Schuldverstrickungen auf das Schema gesund und krank zu bringen, wie er sich als Ethiker einem Denken überlassen konnte, dem die Frage nach Heil und Heilung in einem bloßen Moralisieren unterzugehen droht.

„Problematischer Theologe“

Vor allem nahm er jenen den Aposteln gegebenen Missionsauftrag ernst, der gebot, das Reich Gottes nicht bloß zu predigen. Zum Predigen trat für ihn das

Heilen von Kranken. Mit dem Predigen allein wollte er sich nicht begnügen, so sehr es ihm immer ein Bedürfnis geblieben ist und so sehr er jene „Heils-Pantomime“ als einseitig empfunden hätte, die umgekehrt bloß noch tun will, ohne bereit zu sein, sich daraufhin befragen zu lassen, was sie denn zu diesem Tun treibe.

Und hier kommt man wohl dem eigentlichen Ursprung der Verehrung nahe, die Schweitzer im Lauf der Jahrzehnte zugewachsen war. Es gibt eben auch heute noch Christen gegenüber eine tief verwurzelte Erwartungshaltung, die nicht nach den Worten allein urteilt, nach den rhetorischen Qualitäten einer Predigt, der dogmatischen Stimmigkeit der Verkündigung, sondern auch nach dem „Wandel“, nach Auswirkungen des Glaubens im gelebten Leben, die danach fragt, ob dieser Glaube auch zu „Früchten“ motiviere und zu welchen.

Karl Barth hat Schweitzer immer für einen „problematischen“ Theologen gehalten. Als ob es eine Theologie geben könnte, die nicht „problematisch“ wäre, und als ob von einer solchen „unproblematischen“ Theologie noch besondere Anstöße ausgehen könnten! Aber selbst Barth stellte sich später die Frage: „Könnte ein so problematischer Theologe wie Albert Schweitzer nicht – immer gerade vom Gegenstand der Theologie her gesehen – das bessere Teil erwählt haben, und mit ihm die ersten besten, die da und dort ohne alle theologische Besinnung versucht haben, Wunden zu heilen, Hungrige zu speisen, Durstige zu tränken, elternlosen Kindern eine Heimat zu bereiten?“

Aber selbst diese Frage nach dem „besseren Teil“ ist noch nicht ganz frei von der Tendenz, in ein Entweder-Oder zu zerlegen, was bei Schweitzer gerade als eine Ganzheit gemeint war. Sicher, man sollte die geistigen Voraussetzungen dieses Lebens, die Gedankenwelt des Theologen und Kulturkritikers kennen, wenn man die Einheit von Leben und Werk, Reden und Tun erfassen will. Aber man wird auch das theologische Werk nicht wie eine beliebige literarische Produktion lesen können, bei der der Autor dahinter im Stil traditioneller Wissenschaftlichkeit nicht interessieren darf.

Die Thesen des Theologen Albert Schweitzer sind zum Teil aufgenommen worden, zum Teil sind sie umstritten geblieben. Schweitzers Theologie gibt sich betont nüchtern. In ihrer verhaltenen Rationalität ist sie aber auch – vor allem in seinem Nachlaßwerk „Reich Gottes und Christentum“ – von einer Sprödigkeit, die Rätseltiefen eher verdeckt als zur Schau stellt. Nicht selten fühlt man sich an eine Partitur erinnert, die nicht nur zum Lesen bestimmt ist und die von seinem ganzen Leben her zu „interpretieren“ wäre.

Deutlich ist im einzelnen vor allem sein Drängen auf ein Fruchtbarmachen des Glaubens, seine Abneigung gegen bloßes Abwarten. Deutlich ist, daß er nicht darauf verzichten wollte, die Reich-Gottes-Hoffnung des Neuen Testaments im Horizont der Reich-Gottes-Verheißungen und -Erwartungen der Propheten des Alten Testaments zu sehen, womit auch seine große Aufgeschlossenheit für die Schöpfungswirklichkeit im ganzen und seine Bereitschaft zum Dialog mit anderen Weltreligionen zusammenhängen mag.

Für viele war Schweitzer nach dem Zweiten Weltkrieg eine Art Denkmal, ein Mythos geworden. Andere beeilten sich, diesen Mythos zu entzaubern, ihn in eine vermeintliche Wirklichkeit aufzulösen. Fragt sich nur, ob die eigentliche

Wirklichkeit nicht im Grunde reicher war als unsere „Mythen“ und Klischees. Vor allem aber sollte, wer hier kritisieren will, nicht versäumen zu fragen, wieviel Kritik das Beispiel dieses Lebens immer noch für uns selbst und unsere Gegenwart bedeutet, und zwar weit über das hinaus, was Schweitzer in seiner unvollendet gebliebenen Kulturphilosophie zu sagen wußte.

### Albert Schweitzers Reich-Gottes-Erwartung und unsere Gegenwart

Sein Urwaldlazarett mag zurückliegen in dem Rennen mit den Regierungs-krankenhäusern. Wie aber kommt es, daß die Patienten sich auch heute noch lieber von ihren Angehörigen und Freunden nach Lambarene rudern lassen, als sich in eines der großen Krankenhäuser mit ihren nickelglänzenden Ausstattungen zu wagen? Wer meint, die „Rückständigkeit“ von Lambarene beanstanden zu müssen, sollte sich auch über die Diskussion informieren, die seit einiger Zeit über die Frage geführt wird, ob sich unsere hochtechnisierte Medizin einfach in die Dritte Welt exportieren lasse, ob man damit den dortigen Menschen genau die Medizin bringe, die sie eigentlich brauchen. Ganz davon abgesehen, daß es sogar Zweifel gibt, ob das Gesundheitswesen und der Gesundheitsbetrieb, zu dem die technische Entwicklung geführt hat, uns selbst noch wirklich gesund machen.

In Lambarene gehe es zu wie in einem Eingeborenendorf, so heißt ein anderer der Vorwürfe. Auch heute noch werden die Kranken nämlich nicht von ihrer Familie getrennt. Die Angehörigen, die einen Kranken bringen, bleiben für die Zeit der Behandlung im Lazarett und machen sich dort auf die verschiedenste Weise nützlich. Wie wir es damit halten, mag ein Hinweis auf einen medizinischen Bestseller der vergangenen Jahre illustrieren. Nach Horst-Eberhard Richters Buch „Patient Familie“ gibt es bei uns Familien, die in einem übertragenen Sinn im ganzen „krank“ sind und es leider auch bleiben, wenn sie schließlich einen der ihren so weit bringen, daß sie ihn als „tatsächlich“ krank einem Arzt vorführen oder in einem Krankenhaus abliefern können.

Schweitzer habe uns als Ausrede gedient, als Renommier-Europäer und Renommier-Christ, mit dem wir uns entlastet fühlen konnten von der Mitverantwortung, die wir alle für den armen Lazarus vor den Toren des reichen Europa hätten haben sollen. Ein solcher Vorwurf müßte eher uns selbst als Albert Schweitzer treffen. Außerdem: kann die Behauptung, die Hilfe einzelner könne nicht mehr ausreichen bei Problemen, die endlich global angegangen werden sollten, nicht auch zu einer Ausrede für die einzelnen werden, zu einem Vorwand, nun überhaupt nichts mehr zu tun und sich bloß noch in verbalen Beteuerungen zu ergehen?

Schweitzers Kulturphilosophie ist einer geistesgeschichtlichen Epoche verpflichtet, die durch Namen wie Nietzsche, Tolstoi und Gandhi gekennzeichnet ist, durch das Mißverständnis Schopenhauers, das Christentum sei primär eine „Mitleids-Religion“. Von Nietzsche mußte man sich damals sagen lassen, daß Mitleid, vor allem wo man sich ihm auch noch genüßlich überläßt, noch keine Hilfe bedeutet, daß Helfenwollen und Helfenkönnen gegebenenfalls auch Härte erfordern kann. In der Zwischenzeit ist an die Stelle des Mitleids mit einzelnen vielfach die

Empörung über kollektive Ungerechtigkeiten getreten. Aber auch die bloße Empörung kann genossen werden zur eigenen Erleichterung, ohne daß damit schon ein Mehr an Gerechtigkeit verwirklicht wäre.

Was heute als individualistische Begrenztheit von Schweitzers Ethik gedeutet wird, kann auch verstanden werden als Warnung vor bloß noch gesellschaftlich orientierten Ethiken, die dem einzelnen das Recht zur Auflehnung gegen Gruppennormen austreiben oder „austherapieren“ wollen.

So sehr Schweitzer auf seinem eigenen Weg bestand, so sehr blieb ihm die Zukunft des Menschen und der Menschheit und ihrer Welt immer Gegenstand der Sorge und des Hoffens. Von diesem Sorgen und Hoffen frei zu werden, bedeutete ihm Armut, ihm ausgeliefert zu sein, Reichtum. Seine Frage, wie der eschatologische Sinn der christlichen Botschaft der heutigen Generation verständlich gemacht werden könne, hat so wenig an Dringlichkeit verloren wie seine Grundüberzeugung, was heute nottue, sei, „daß wir alle an dem Entstehen eines Christentums arbeiten, das denen, die ihr Leben durch Christus bestimmt sein lassen, nicht erlaubt, für die Zukunft der Welt kleingläubig zu sein, wie es uns die Verhältnisse eingeben, sondern sie zwingt, das Christsein als Ergriffensein von einem sich der Wirklichkeit entgegenwerfenden Hoffen auf das Reich Gottes und Wollen desselben zu betätigen“.

Wilhelm Quenzer

---

## Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

---

### MORMONEN

**Das Bild des Propheten in der Sicht seiner Kirche.** (Letzter Bericht: 1974, S. 98ff) Wie die Mormonen den Begründer ihrer Kirche sehen, hat Jerry C. Roundy in einem Artikel „Die geistige Größe *Joseph Smiths* und die Bedeutung seiner Visionen“ zusammenfassend dargestellt. Der Artikel erschien in Heft 6/1974 der Mormonenzeitschrift «Stern» und soll hier in seinen wichtigsten Passagen wiedergegeben werden.

Die äußere Gestalt Joseph Smiths wird immer wieder in stark idealisiert wirkenden Bildern dargestellt. Diese Bil-

der gehen auf einige Originalzeichnungen zurück; die plastischen Wiedergaben seines Gesichtes haben stets die Totenmaske des mit 38 Jahren Ermordeten zum Vorbild. Parley P. Pratt, einer der führenden Mormonen der Anfangszeit, schreibt: „Joseph Smith war von hohem, kräftigem Wuchs, hatte eine helle Hautfarbe, blondes Haar, blaue Augen . . . sein Auftreten war unbekümmert und ungezwungen.“ Seinen Charakter beschreibt Pratt als „edel, kühn und unbeeinflussbar“. „Vor seinem Tadel fürchtete man sich; seine Güte war so groß wie das Meer;

seine Intelligenz universal und seine Sprache von einer ihm eigenen Beredsamkeit . . . Niemand, der seinen Reden zuhörte, wurde seiner Ausführungen müde.“

Die besondere Bedeutung Joseph Smiths wird darin gesehen, daß er von den göttlichen Wesen zu ihrem Partner ausersehen worden war und ihre Befehle ausführte: Er hatte Visionen, das heißt er „empfing Besuche aus der jenseitigen Welt“. Als einziger Mensch „seit Adams Zeiten“ wurde er bei diesen überirdischen Begegnungen unmittelbar „mit allen Schlüsselgewalten ausgestattet“, die die Propheten bisher besessen hatten, „weil er auserwählt worden war, die Evangeliumszeit der Erfüllung anzuführen“.

Schon 1820, also bereits im Alter von 14 Jahren, „durfte er die erhabenste Vision erleben, von der die Schrift zu berichten weiß . . . Er sah Gott Vater herniederkommen“ und „sprach von Angesicht zu Angesicht mit ihm“. Bisher hatte sich Gott Vater „niemals direkt und persönlich an den Menschen gewendet“. An allen Stellen der Schrift, wo von einer persönlichen Offenbarung Gottes die Rede ist, war dies „Jehova“ gewesen. Dieser ist die Erscheinung Jesu Christi im Alten Bund und zu unterscheiden von „Gott Vater, den wir auch ‚Elohim‘ nennen“.

Die Besuche des Engels „Moroni“, der Smith die im Hügel Cumorah verborgenen „goldenen Platten“ zeigte, erfolgten in den Jahren 1823–1827. Nach der Übersetzung und Rückgabe der Platten erhielt Smith dann die priesterlichen Vollmachten: am 15. Mai 1829 wurden er und sein engster Mitarbeiter, Oliver Cowdery, von Johannes dem Täufer besucht, der auf sie das „Aaronitische Priestertum“ übertrug; einen Monat später erschienen

ihnen die drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes und übertrugen das höhere „Melchisedekische Priestertum“ auf sie. Dabei war „Adam zugegen und hinderte den Teufel daran, die Übertragung des Priestertums zu vereiteln“.

„Nachdem der Tempel in Kirtland errichtet und geweiht worden war“, so heißt es weiter, „hatte der Herr ein Haus, in das er kommen und andere Schlüsselgewalten des Evangeliums wiederherstellen konnte.“ In einer Erscheinung am 3. April 1836 „nahm Jesus Christus den Tempel gnädig an“. Nachdem „drei Propheten früherer Tage . . . notwendige Evangeliumsvollmacht wiederbrachten“, übertrug der Prophet Elias auf Smith und Cowdery „die Schlüsselgewalt der celestialen Ehe“, das ist die Vollmacht, Ehen auf ewig zu schließen und nicht nur „bis der Tod euch scheidet“.

„Die Schlüssel zur Sammlung der zehn Stämme“ wurden den beiden dann durch Moses übertragen. „Sobald Moses Joseph Smith verlassen hatte“, erschien dann abermals Elias und übermittelte den Auftrag, „mit der Arbeit für die Verstorbenen zu beginnen“. Mit dieser Vollmacht war Smith nun in der Lage, den Vorfahren, die in den Zeiten der Dunkelheit auf Erden gelebt hatten und daher das Evangelium nicht hören konnten, „die Tür zur Erlösung zu öffnen“. „Von dieser Zeit an wurde es für Joseph Smith fast zu einem täglich wiederkehrenden Erlebnis, hinter den Schleier zu schauen.“

Das besondere Wissen des Propheten beruht nach der Überzeugung seiner Kirche jedoch nicht allein auf dieser visionären Schau. Die mangelhafte Schulbildung Smiths wurde voll ausgeglichen durch einen vierjährigen Engels-Unterricht: die Erscheinung des

Engel Moroni am 21. 9. 1823 „war der Beginn eines sehr intensiven Lehrer-Schüler-Verhältnisses“, heißt es in dem zitierten Bericht. Während dieser „Vorbereitungszeit“ auf seinen heiligen Dienst wurde Smith „ständig von Engeln aufgesucht und unterwiesen“.

Niemand auf Erden hat also eine bessere Ausbildung erfahren als der arme Farmerssohn aus Sharon, der „vier Jahre an der Universität der Ewigkeit verbrachte, um von gelehrten Männern vom Throne Gottes belehrt zu werden“.

rei

## APOSTOLISCHE GEMEINDEN

**Wechsel im Amt des Stammapostels.** (Letzter Bericht: 1974, S. 306ff) Am 15. Februar schied *Walter Schmidt*, der 1960 dem Stammapostel Bischoff im Amt gefolgt war, aus seinem Dienst in der Neuapostolischen Kirche aus. Bis Ende des vergangenen Jahres war der Dreiundachtzigjährige pausenlos tätig gewesen. Im November noch

flog er nach Kanada, wo er in Kitcheener zwei Bischöfe zu Aposteln aussanderte. Zwei Tage nach seiner Rückkehr erlitt er während eines Gottesdienstes in Ludwigsburg einen Zusammenbruch. Er konnte seinen Dienst nicht mehr voll aufnehmen. Sein Nachfolger wurde der Bezirksapostel *Ernst Streckeisen* (69).

rei

## WISSENSCHAFT

**Gebunden an Zeit und Interesse.** (Letzter Bericht: 1973, S. 290ff) „Träte ein Forscher unserer Tage, die soeben entschlüsselte ‚Geheimschrift des Lebens‘ in den vor Erregung noch schweißfeuchten Händen, vor einen Kirchenfürsten des Mittelalters, einen gütigen, weitblickenden, auch weisen Mann, er würde mit seinem Enthusiasmus einfach zerschellen an dem so freundlichen wie bestimmten: ‚Gewiß, gewiß! Nur: Hilft uns das beim diesseitigen Auftrag, die Politik unter das Kreuz zu zwingen, ohne ihr die Lebensluft zu nehmen? Oder bei den jenseitigen Aufträgen? Rettet es auch nur eine Seele? Verstehen wir darum Gott besser, oder auch nur den Menschen?“

Diese Sätze stammen nicht von einem kulturpessimistischen Philosophen oder Theologen. Ihr Autor ist *Professor Dr.*

*Heinrich Kroeger* vom Fachbereich Genetik der Universität Saarbrücken. Sie stehen in der Dezemberausgabe 1974 von «Bild der Wissenschaft» unter der Rubrik „Wissenschaftler und Publizisten zu aktuellen Fragen“.

Es geht Kroeger in seinem Beitrag mit dem Titel „*Naturwissenschaft – gefangen in der Geschichte*“ um den Zusammenhang von „Erkenntnis und Interesse“ (Habermas). Aber er weitet diesen Zusammenhang, der bei Habermas die Frage des Einflusses von Herrschaftsinteressen auf die scheinbar wertneutrale Forschung im Blick hat, aus auf die generelle Frage der Zeitbedingtheit wissenschaftlicher Forschung.

„Ähnlich“, so meint Kroeger, sein Beispiel aus dem Mittelalter in die Gegenwart weiterführend, „wohl auch in unserer Zeit, würde der arabische oder

indische Weise reagieren, der sein Volk mehr repräsentieren mag als Regierungen, die in aller Welt laut ‚Wissenschaft‘ rufen und ‚Technik‘ meinen, weil diese ihnen Macht und Wohlstand verspricht. Kirchenfürst oder Weiser, sie sind nicht dümmer, nicht irgendwie zurückgeblieben; ihre Prioritäten sind nur anders plaziert, ihre Interessen anders ausgerichtet. Jedenfalls: Das Getto, in dem sich Wissenschaft abspielt, ist auf unserer Erdkruste eng umzirkelt, in der Geschichte der Menschheit eine winzige Episode.“

Die Wahl des Forschungsgegenstandes, so argumentiert Kroeger – und er trifft sich an dieser Stelle mit Habermas –, die dem eigentlichen Forschen vorausgeht, geschieht gänzlich unkontrolliert. Sie hängt mit dem persönlichen Interesse des einzelnen Forschers zusammen, der angesichts der unübersehbar vielfältigen Möglichkeiten von Kombinationen dann sein Weltbild zusammensetzt – Spiegelung seines eigenen Innenlebens und seiner persönlichen Geschichte.

„Dies eben“, so Kroeger, „ist das irrationale Glied im Wissenschaftsprozess: das ‚Interesse‘. Es ist in seiner derzeitigen Ausrichtung nicht selbstverständlich; es ist unzuverlässig, es wendet sich diesem und jenem zu – ein Wind, der aus den Tiefenschichten des (kollektiven) Bewußtseins strömt und den Fokus der Aufmerksamkeit dahin und dorthin treibt, wie der Herbstwind die Blätter... Schon morgen kann unsere Gesellschaft, überdrüssig allen technologischen Fortschritts und müde immer noch einer Erkenntnis über irgendwas für Moleküle, in einer neuen kopernikanischen Wendung dies alles für Hekuba erklären, still und ohne es selbst zu merken, wie eben ‚Interessen wech-

seln‘. Dann vergessen wir, was war, und wenden uns ganz anderen Horizonten zu: Auf hohen Säulen ein Leben verbringend, mögen Menschen um Erkenntnisse neuer Art ringen, sie mögen büßen für ich weiß nicht was und Phantasmagorien beschwören, deren Seligkeit einen Kernreaktor als Erzeuger brutalen Stumpfsinns erscheinen läßt.“

Das Ergebnis, das Kroeger aus seinen Überlegungen zieht, lautet: „Die unaufhebbare Bindung der Naturwissenschaft an die Vergangenheit ihrer Träger nimmt ihr allen Glanz des Überzeitlichen, des Ausbruchs aus den Geleisen der Historie, und gibt ihr die Krone des Individuellen, die Tiefe der Trauer um die bemessene Zeit und die Ahnung übermenschlicher Horizonte.“

Der Genetiker Professor Kroeger – nur ein weiterer Einzelgänger, der, indem er Methode und Ergebnisse seiner Wissenschaft so kritisch befragt, aus der sonst ziemlich geschlossenen Phalanx der Naturwissenschaftler ausbricht? Oder ein weiteres Anzeichen dafür, daß Richtung und Stärke des Windes in unserer Gesellschaft umzuschlagen beginnen? Kommt bald die Zeit, in der man sogar darauf hinweisen muß, daß die moderne Naturwissenschaft und Technik nicht nur eine mehr oder weniger zufällige geschichtliche Epoche darstellten, sondern der Menschheit auch einen ungeheuren Erkenntniszuwachs und nicht mehr wegzudenkende Erleichterungen des Daseins gebracht haben? Wie dem auch sei, das sachliche Gewicht einer solchen Stimme in der geistigen und weltanschaulichen Situation unserer Zeit kann nur von Leichtfertigen oder Ahnungslosen übersehen werden. ai

# Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter  
steckt immer  
ein kluger  
Kopf



# Eberhard Stammler Kirche am Ende unseres Jahrhunderts

Witterungen – Wünsche – Wagnisse

Klaus Reblin in «Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt»:

«Ich habe mir überlegt, wem — hätte ich das Geld — ich Eberhard Stammlers neues Buch schenken würde. Eingefallen sind mir: Kirchenfürsten, damit sie sich nicht irrtümlich in Sicherheit wiegen, nachdem man ihnen errechnete, Deutschlands Protestanten seien gar nicht so kirchenaustrittswütig, wie es scheint. Liberalen Kirchenpapierproduzenten, damit sie wissen, worüber sie schreiben. Evangelikalen und Ökumenisten, damit sie das Weiße im Auge des Gegners besser erkennen. Synodalen, damit sie in ihren Etatberatungen in Zukunft an der richtigen Stelle sparen. Theologieprofessoren an staatlichen Universitäten, damit sie rechtzeitig ihr Haus bestellen. Christlichen Politikern, damit sie schöne Ideen nicht mit Politik verwechseln. Kurz: allen Christen und wachen Zeitgenossen, die sich über das Schicksal der Kirche Gedanken machen, damit sie, wie Jürgen Moltmann als erster formulierte, «umkehren in die Zukunft».

Doch was hat Stammler denn zu Papier gebracht? «Witterungen, Wünsche, Wagnisse», sagt der Verlag. Wobei er das Wichtigste, Beste am Buch vergaß: die Analysen.

Die Analyse der allerorten grassierenden «defensiven Mentalität» einer Kirche, die vergißt, daß sie der Welt

die Dimension der Zukunft erschlossen hat. Die Analyse gegenwärtiger Kirchlichkeit, die nicht mehr Resonanz auf Verkündigung, sondern der spärliche Rest anerzogener Konvention ist. Die Analyse eines Bekenntnisses, das zum liturgischen Akt oder — in bestimmten Bewegungen — zum Ausdruck eines «phantasielosen Beharrungsbedürfnisses» und zum Alibi heimlicher Machtbestrebungen degenerierte. Die Analyse einer Universitätstheologie, die nicht wahrhaben will, daß ihre «transzendente Bindung» ihre Wissenschaftlichkeit in Frage stellt, und die, statt in einen Dialog mit den anderen Wissenschaften einzutreten, sich in ihr eigenes Getto einmauert. Die Analyse einer ökumenischen Situation, die vor allem durch den «Zusammenbruch der Kommunikation zwischen den verschiedenen Welten in der Welt», durch afroasiatischen Tribalismus und deutsch-lutherischen Provinzialismus gekennzeichnet ist. Und schließlich die Analyse eines protestantischen Verhältnisses zur Macht, das gute Absichten, faszinierende Visionen und bezwingende Utopien schon für politische Wirklichkeiten erachtet. Soweit die Analyse dessen, was ist.

«Herr Stammler, wo bleibt das Positive?» wird mancher in Abwandlung eines bekannten Anwurfs an den soeben verstorbenen Erich Kästner

fragen. Aber wenn es nur wenig Positives gibt? Dann tröste man sich mit den Worten Ernst Blochs: «Was ist, kann nicht wahr sein.» Im übrigen formuliert Stammlers Buch nicht nur Negationen, sondern auch Positionen.

«Witterungen»: Daß sich die Christenheit stärker denn je auf die intensive Gemeinschaft als Zelle der Kirche und des Glaubens konzentrieren müsse, auf Hauskreise, Aktionsgruppen, Freundesklubs, Arbeitsteams, Bibelgruppen und Gebetskreise, in denen Glaube gemeinsam gelebt und Frömmigkeit neu gestaltet wird. Daß sie den Glauben umsetzen müsse in Spiel, Fest und Feier, weil das Evangelium nicht frohe Botschaft ist, wenn es nicht «wirkliches Vergnügen ermöglicht und etwas von dem Glück erleben läßt, nach dem sich alle Welt sehnt».

«Wünsche»: Daß die Kirche auch jenseits ihrer volkskirchlichen Verfaßtheit eine politische Kirche bleibe, die sich engagiert für mehr Humanität, mehr Freiheit, mehr Gerechtigkeit. Daß sie aber — anders als bislang — darauf verzichte, ihre politischen Positionen unmittelbar in Gottes Wort abzusichern. Und daß sie Einheit nicht mit politischer Uniformität verwechsle.

«Wagnisse»: Daß die zunehmende Armut der Kirche rasch das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen und zur Besinnung auf die eigentliche Substanz führen werde. Und daß die Christen der Welt in jene Zukunft vorangehen würden, die der Menschheit bestimmt ist. — Dies beides anzunehmen halte ich in der Tat für gewagt. Ich bin nicht sicher, ob die Armut uns automatisch die

richtigen Prioritäten abnötigt. Meine eigene Landeskirche hat bei den jetzt nötigen Sparmaßnahmen zuerst die Entwicklungshilfe reduziert. Und was die Marschposition der Christenheit betrifft: Ich bin schon froh, wenn sie im Jahr 2000 die Welt annähernd eingeholt hat. Daß wir ihr dann vorausseilen könnten, halte ich für unwahrscheinlich. Dazu ist unser Rückstand heute zu groß.

Summa: Wenn man Stammlers Buch gelesen hat, hat man einen klaren Kopf. Man weiß, was ist und was werden muß.»

140 Seiten, Paperback DM 24,—

Weitere Titel aus unserem Verlagsprogramm:

Wilhelm Dantine

## Der heilige und der unheilige Geist

Über die Erneuerung der Urteilsfähigkeit

256 Seiten, Leinen DM 34,—

Horst Albrecht (Hrg)

## Christus hinter Sprachbarrieren

Versuche mit Rungfunkandachten. Ein Lernbericht.

140 Seiten, Paperback DM 29,—

Wir informieren Sie gern ausführlich:



RADIUS-Verlag  
7 Stuttgart 1 · Kniebisstr. 29

Eine neue Zeitschrift  
die Sie kennenlernen müssen.

**NEU**

# DIAKONIE

Zeitschrift des Diakonischen Werks  
Innere Mission und Hilfswerk  
der Evangelischen Kirche in Deutschland



*Impulse · Erfahrungen · Theorien*

## Heft 2/75 Thema: Beratung

Aus dem Inhalt:

Alex Funke / Otto Kehr: Was meint Beratung?

Hermann Oberländer: Schwangerschaftskonfliktberatung  
— Nur ein neuer Begriff?

Martin Mausshardt: Erziehungsberatung

Hedwig Schwarzwälder: Familienberatung — Familien-  
behandlung — Familientherapie

Guido Groeger: Familienbehandlung

Margret vom Busch: Arbeit der Adoptionsvermittlung

Hans-Günther Prescher: Die Beratung Suchtgefährdeter

Fritz-Joachim Steinmeyer: Zu Problemen gegenwärtiger  
Sozialpolitik

Umfang 64 Seiten

Erscheint zweimonatlich

Jahresabonnement DM 45.—

### Coupon

- Ich bestelle die Zeitschrift zum  
fortlaufenden Bezug
- Senden Sie mir Probehefte

Quell Verlag, 7 Stuttgart 1, Postfach 897

---

**Beilagenhinweis:** Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt aus dem Quell Verlag Stuttgart bei.

---

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen im Quell Verlag Stuttgart. —  
**Redaktion:** Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildnerberger (geschäftsführend), Pfar-  
rer Dr. Hans-Diether Reimer. **Anschrift der Redaktion:** 7 Stuttgart 1, Hölzlerlinplatz 2 A, Telefon 22 70 81. —  
**Verlag:** Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbach-  
straße 12 A, Postfach 897. **Kontonummer:** Girokasse Stuttgart 2 036 340. **Verantwortlich für den Anzeigen-**  
**teil:** Heinz Schanbacher. — **Bezugspreis:** jährlich DM 20,— einschließl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr.  
**Einzelnummer** DM 1,— + Porto. **Bestellungen in jeder Buchhandlung und beim Verlag.** — **Alle Rechte vorbe-**  
**halten.** — **Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse.** — **Druck:** Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.